

Werner Frick (Hg.)

Heinrich von Kleist

Neue Ansichten eines
rebellischen Klassikers

 **rombach** verlag

PETER AUER

»L' idée vient en parlant«:

Kleist's Entwurf zur dialogischen Emergenz von Sprache
und Denken

1. Einleitung

Kleist's Text ist allgemein bekannt. Kaum ein Deutschlehrer, der ihn nicht irgendwann im Unterricht verwenden würde, kaum ein *Arbeitsbuch Deutsch für die Oberstufe*, das ihn nicht bringen würde. Er ist kurz (etwas über 2000 Wörter) und hat eine Hypothese, die sich schon in seinem einprägsamen und auch ein bisschen provokanten Titel ankündigt: »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« (III, 534).¹ Und so eignet er sich auch hervorragend, um in allen möglichen Kontexten zitiert zu werden, wenn es in irgendeiner Weise um Sprechen und Interaktion geht, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man den Titel einmal googelt. Man findet Verweise auf Kleist und Zitate aus seinem Text auf Seiten, wo man es nicht vermuten würde, z.B. wenn eine Schulleiterin und »specialist for gifted communication« Vorschläge dazu macht, wie man Schulkinder durch Vor-Sich-Hin-Murmeln während des Unterrichts vor der schulischen Langeweile bewahren kann,² aber auch auf einer Seite, auf der impotente Männer aufgefordert werden, mit ihren Frauen »über das Problem« einfach mal zu sprechen.³ Und selbst wer vom Inhalt des Texts nichts behalten hat oder ihn nie gelesen hat, wird sich an seinen Titel erinnern. Tatsächlich gehört dieser Titel schon längst nicht mehr (zu) Kleist, sondern ist als Formel in das allgemeine Sprachwissen übernommen worden. So findet man ihn in zahlreichen Abwandlungen, wie etwa »Über die allmähliche Verfertigung der

¹ Kleist's Werke werden nach folgender Ausgabe zitiert: Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe* in vier Bänden, hg. von Ilse-Marie Barth u.a., Frankfurt a.M. 1987–1997. Band- und Seitenzahl werden jeweils im Fließtext in Klammern angegeben.

² <http://learningrosegarden.com/2011/12/05/vomismus-oder-die-verfertigung-der-gedanken-beim-reden/> [letzter Zugriff: 29. Mai 2012].

³ <http://www.lifeline.de/erektionsstoerungen/content-121175.html> [letzter Zugriff: 29. Mai 2012].

Gedanken beim Zeichnen«⁴ oder »Über die allmähliche Verfertigung der Gebäude beim Hören«.⁵ Das Konstruktionsschema »Über die allmähliche Verfertigung der/des X beim Y« ist im heutigen Deutsch ein produktives Muster, mit dem jeder kreativ spielen darf. Das haben nicht viele Titel geschafft, und Kleist würde wohl darauf stolz sein, zumal er solche Spielereien wohl mochte: jedenfalls verwendet er selbst bei der Formulierung eines Alternativtitels für seinen Essay die »Parodie« (wie er das nennt) eines anderen Konstruktionsschemas (das seinerseits wohl auf Rabelais zurückgeht). So wird aus »der Appetit kommt beim Essen« (»l'appétit vient en mangeant«) bei Kleist »der Gedanke kommt beim Sprechen« (»l'idée vient en parlant«) (III, 535).

2. Eine erste linguistische Lektüre des Texts: Die allmähliche Verfertigung der Sätze

Damit sind wir beim Text selbst, der vermutlich 1805 geschrieben wurde und zur Veröffentlichung vorgesehen war, jedoch erst posthum erschien. Wie Sprache und Denken zusammen hängen, ist ein wichtiges Thema der Linguistik. Kleist hat dazu eine Idee, die ich in mancherlei Hinsicht für sehr modern halte, und mit der ich mich im Folgenden auseinandersetzen werde. Kleists Text wird oft als Essay bezeichnet. Geschrieben ist er im Stil eines Briefs, der sich an den im Untertitel genannten »R.v.L.« (III, 534), nämlich Johann Jakob Otto August Rühle von Lilienstern, Kleists Freund aus gemeinsamen Fähnrich-Zeiten beim Garderegiment und Förderer seiner literarischen Ambitionen, richtet. Die zentrale Aussage formuliert Kleist gleich im ersten Satz als Ratschlag an den Freund: »Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.« (III, 534) Das klingt – aus heutiger Perspektive – noch nicht allzu aufregend und ziemlich selbstverständlich, weil es sich recht unproblematisch mit der modernen Vorstellung verbinden lässt, man müsse über alles einfach mal reden, um Probleme welcher Art auch immer zu lösen. Das

⁴ Uwe Fleckner, Monika Brandmeier. Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Zeichnen, in: Grenzgänge der Zeichnung, Jahrbuch '96, hg. v. Institut für Moderne Kunst, Nürnberg 1996, S. 108–117.

⁵ http://www.schlosshof.at/cms/uploads/Pressetext_Reiter_2011.pdf [letzter Zugriff: 29. Mai 2012].

ist aber nicht gemeint: es geht Kleist überhaupt nicht darum, *gemeinsam* Lösungen für Probleme zu finden, vielmehr ist der Dialog für ihn – ganz egoistisch – lediglich ein Hilfsmittel, um die *eigenen* Gedanken zu entwickeln. Das wird klar, wenn Kleist wenig später am Beispiel eines Gesprächs mit seiner Schwester erklärt, wie er sich eine solche dialogische Emergenz der Gedanken vorstellt.

Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Akten, und erforsche, in einer verwickelten Streitsache, den Gesichtspunkt, aus welchem sie wohl zu beurteilen sein mögte. [...] Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt, und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde. Nicht, als ob sie es mir, im eigentlichen Sinne *sagte*; denn sie kennt weder das Gesetzbuch, noch hat sie den Euler, oder den Kästner studiert. (III, 535)

Die Schwester ist dem Bruder also bildungsmäßig weit unterlegen, sie kann ihm keinerlei inhaltliche Hilfe geben, ihm keine Information übermitteln, die er bräuchte, ihn nicht belehren oder aufklären. Der Gedanke verfertigt sich nicht *zwischen* den beiden, die Schwester hat daran gar keinen inhaltlichen Anteil. Und natürlich kann es aus demselben Grund schon gar nicht um einen Lehrdialog (den maieutischen Dialog im Sinne von Sokrates zwischen Lehrer und Schüler)⁶ gehen: »Auch nicht, als ob sie mich durch geschickte Fragen auf den Punkt hinführte, auf welchen es ankommt, wenn schon dies letzte häufig der Fall sein mag.« (III, 535)

Warum kommt also Kleist der Lösung seines Problems näher, wenn er mit seiner »nicht eben [...] scharf denkende[n]« (III, 534) Schwester redet?

⁶ Bzw. im Sinne von Kants Diktum vom Dialog als »Hebammenkunst der Gedanken«. Auch Kant bezieht sich auf den maieutischen Dialog: »Der Lehrer leitet durch Fragen den Gedankengang seines Lehrlings dadurch, dass er die Anlage zu gewissen Begriffen in demselben durch vorgelegte Fälle bloß entwickelt (er ist die Hebamme seiner Gedanken) [...]« (Metaphysik der Sitten und Pädagogik – Rechtslehre, Tugendlehre und Erziehungslehre, hg. von Karl Rosenkranz und Friedrich Wilhelm Schubert, Leipzig 1838, S. 344). Kleist zitiert das Schlagwort von der Hebammenkunst zwar in seinem Text, allerdings bei der Diskussion eines Gegenbeispiels zur allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden, nämlich bei der Diskussion des Examens, d.h. nur zur Abgrenzung: »[E]s ist so schwer, auf ein menschliches Gemüt zu spielen und ihm seinen eigentümlichen Laut abzulocken, es verstimmt sich so leicht unter ungeschickten Händen, daß selbst der geübteste Menschenkenner, der in der Hebammenkunst der Gedanken, wie Kant sie nennt, auf das Meisterhafteste bewandert wäre, hier noch, wegen der Unbekanntschaft mit seinem Sechswöchner, Mißgriffe tun könnte.« (III, 548). In der Diskussion des Aufsatzes wird das erstaunlich oft übersehen. Kleists Auffassung ist mit der Kants keineswegs kompatibel!

Aber weil ich doch irgend eine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist. Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wohl eine Apposition, wo sie nicht nötig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender, Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen. (III, 535)

Kleist schlägt also vor, doch einfach einmal mit dem Reden anzufangen, auch wenn man noch gar nicht weiß, was man sagen will. Das Mittel dazu, um sich selbst zum Reden zu zwingen, ist das Gespräch. Die Hoffnung ist, dass der Gedanke irgendwann, wenn man erst einmal zu sprechen begonnen hat, nach vielen Turbulenzen in der Formulierung, schon kommen wird und dass dieser Gedanke gerade in dem Augenblick vollständig ist, in dem auch der Satz (»die Periode«) vollständig zu Ende gebracht worden ist – worüber der Sprecher dann selbst, in Kleists Worten, »erstaunt« ist. »Wer nur immer unverzagt lossprudelt, der habe einen Anspruch auf Finderglück«, paraphrasierte der Wiener Feuilletonjournalist und Schriftsteller Ronald Pohl Kleists Essay mit deutlicher Skepsis, aber doch ganz zutreffend; und weiter: »Diese originelle These befremdet schon allein deswegen, weil Kleist laut Zeugenberichten ein Stotterer war, der sich im Zustand fortgeschrittener Gemütsregung heillos zu verhaspeln pflegte.«⁷ Die »unartikulierten Töne« und »unnötigen Appositionen«, auf die Kleist quasi als Nebenprodukt der Hervorbringung des Gedankens verweist, haben manche linguistisch orientierte Leser auf die Idee gebracht, dass es ihm um eine sehr moderne Beschreibung mündlicher, spontaner Syntax ginge, und zwar im Sinne einer »online«-Syntax, wie ich das einmal genannt habe.⁸ Es ginge also um die Verfertigung *der Sätze beim Sprechen*. Und es stimmt: Es gibt eine Menge Evidenz dafür, dass die Syntax der gesprochenen Sprache *emergent* ist, d.h., dass sie sich nicht nach einem vorgängig festgelegten gramma-

⁷ Ronald Pohl, Wer immer redet, wird das Rechte treffen, in: DER STANDARD, 29. März 2011, zitiert nach der Online-Ausgabe. Tatsächlich hatte übrigens nicht nur Kleist, sondern vermutlich auch sein Adressat, Rühle von Lilienstern, eine Sprachproduktionsstörung (vgl. die Belege bei Michael Rohrwasser, Eine Bombenpost. Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben, in: text + kritik. Sonderband Heinrich von Kleist, München 1993, S. 150–162, Anm. 4). Vielleicht erklärt das Kleists Interesse an der Spontansprache, mit der er sicher zu kämpfen hatte.

⁸ Peter Auer, Online-Syntax – oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen, in: Sprache und Literatur 85 (1999), S. 43–56.

The Speaker as Information Processor

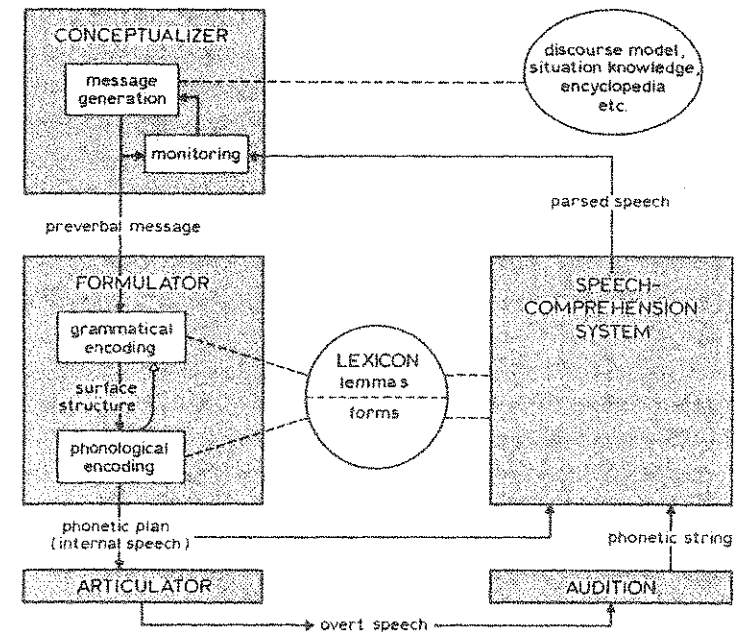


Abb. 1: Willem Levelt, *Speaking – From Intention to Articulation*, Cambridge, Mass. 1989, S. 9

tischen Plan entwickelt, den der Sprecher im Kopf hat, bevor er zu artikulieren beginnt.⁹ Diese Auffassung ist allerdings in der Psycholinguistik nicht unumstritten. Gerade das einflussreichste Sprachproduktionsmodell der letzten Jahrzehnte, nämlich das des niederländischen Sprachpsychologen Willem Levelt, geht von einem Konzept des Sprechens aus, demzufolge man erst im Kopf eine fertige grammatische Struktur für einen Satz aufbaut und sie dann in das Sprachausgabemodul schickt (vgl. Abb. 1).¹⁰ Dennoch zeigt die genaue Untersuchung der gesprochenen Sprache, dass eine solche rein hierarchische Vorstellung vom Sprechen falsch ist und

⁹ Vgl. Paul Hopper, Emergent Grammar and Temporality in Interactional Linguistics, in: Peter Auer/Stefan Pfänder (Hg.), *Constructions – Emerging and Emergent*. Berlin 2011, S. 22–44.

¹⁰ Willem Levelt, *Speaking – From Intention to Articulation*. Cambridge, Mass. 1989, S. 9.

durch eine lineare ergänzt werden muss. Die syntaktischen Muster liegen nicht fest, sobald ein Sprecher zu sprechen beginnt, sie entwickeln und festigen sich erst im Lauf der Satzproduktion, und sie können in deren Verlauf auch immer wieder verändert und angepasst werden. Das ist kein Defizit der mündlichen Sprache, das sie im Vergleich zur angeblich viel wohlgeformteren schriftlichen manchem chaotisch und von Unnötigem durchsetzt erscheinen lässt, sondern es ist den Produktionsbedingungen des alltäglichen Gesprächs geschuldet: wir sprechen in aller Regel unter Zeitdruck. Wir müssen damit rechnen, dass andere schneller sind, wenn wir zu Wort kommen wollen. Und schließlich und vielleicht am wichtigsten: die Sprache erzwingt die Linearisierung komplexer Strukturen. Revisionen der einmal eingeschlagenen syntaktischen Wege sind daher nicht selten und zeigen, dass der Sprecher oft quasi erst unterwegs die syntaktische Struktur findet, die er braucht.

Nehmen wir etwa den folgenden Ausschnitt aus einem Gespräch zwischen drei jungen Männern, die am Lagerfeuer in einem Camp sitzen und sich über eine Aufgabe, die ihnen von ihrem Übungsleiter gestellt worden ist, unterhalten.¹¹

- J: ALles macht spaß; (-)
wenn (.) wenn du weißt du kannst damit was erREICHen.
bei uns (.) halt (-)
- Jh: hm.
- J: n=bisschen LUXus; (0.5)
- A: <<p, im Hintergrund>muss die mal ANfeuchten bisschen.>
- Jh: nee, ick find ooch SO dass et- (-)
dass DET spaß also jetzt nicht nur mit dem ZIEL,
(-) vor AUGen,
sondern mir macht (.) die WOChenuffjabe=
=also ist die ERSTE- (-) wo=et (.)
wo mir allet rüchtig dOll SPASS [macht.
- J: [ja?

¹¹ Die Transkriptionsnotationen folgen GAT2, vgl. Margret Selting u.a., Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2), in: Zeitschrift für Gesprächsforschung 10 (2009), S. 353–402 (<http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/heft2009.html> [letzter Zugriff: 29. Mai 2012]).

Jh spricht mit Berliner Akzent, aber das hängt nicht ursächlich mit der Syntax seines Redebeitrags zusammen: so sprechen wir alle, zumindest manchmal. Schaut man sich den emergierenden Redebeitrag syntaktisch an, so ergibt sich, dass dort zahlreiche Projektionen aufgebaut werden, ohne dass das sichtbar Geplante strukturell auch eingelöst würde, und dass sich manche Konstruktionen während ihrer Entstehung in andere verwandeln:

ick find ooch SO dass et- (-)
dass DET spaß

Nach einer Reformulierung von »dass et« zu »dass det Spaß« erwarten wir das Verb »macht«, das der Sprecher aber nicht produziert. Stattdessen beginnt er grammatisch gesehen mit einer neuen Konstruktion:

also jetzt nicht nur mit dem ZIEL, (-) vor AUGen,

»Ziel« bezieht sich auf die Vorgängeräußerung von J, der behauptet hat, alles würde Spaß machen, wenn man weiß, dass man damit »ein bisschen Luxus« erreichen kann. Auch dieser Satz ist vermutlich nicht fertig: Welches Ziel ist gemeint? Die folgende Struktur schließt sich grammatisch durch eine Konjunktion (»sondern«) an, die eine parallel konstruierte Alternative zu »mit dem Ziel vor Augen« projizierbar macht (also etwa: »mit Freude an der Sache selbst«). Diese folgt jedoch wiederum nicht:

sondern mir macht (.) die WOChenuffjabe=

Auch hier ist wieder klar eine Fortsetzung erwartbar, nämlich das Wort »Spaß« (oder ein ähnliches Nomen); aber erneut bricht der Sprecher ab und dreht auf der Subjekts-Nominalphrase »die Wochenaufgabe« die emergente Struktur um: die Nominalphrase wird zum Beginn einer völlig neuen, den Anfang »mir macht« tilgenden Konstruktion:

=also ist die ERSTE- (-)

Wieder projiziert dieser Beginn eine definierte Fortsetzung, nämlich durch einen Relativsatz, den der Sprecher schließlich auch produziert und so die Struktur nach mehreren abgebrochenen Zwischenstufen ganz anders zuende bringt, als das zu Beginn syntaktisch zu erwarten war:

wo=et (.)
wo mir allet rüchtig dOll SPASS [macht.

Eine syntaktisch wohlgeformte Formulierung, die alle semantischen Komponenten enthielte, die der Sprecher ausdrücken möchte, wäre recht komplex: »Ich finde, dass die Wochenaufgabe – nicht nur mit diesem Ziel vor Augen, sondern ganz allgemein – die erste ist, die mir Spaß macht.« Unter dem Zeitdruck des Gesprächs, das eine sofortige Reaktion auf den Beitrag des Anderen erfordert, ist es aber nicht immer möglich, komplexe Informationen sofort in eine solche, auch schriftsprachlich mehr oder weniger akzeptable grammatische Form zu gießen.

Eine Interpretation des Kleist'schen Texts ist also, dass er mit seinem Text die Eigenarten der Syntax der gesprochenen Sprache im Auge hatte. Diese Interpretation ist auch in der Rezeption des Textes in der Öffentlichkeit immer wieder zu finden. Etwa wurde der für seine oft chaotische Syntax bekannte ehemalige bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber mit Kleist in Verbindung gebracht. David Deißner schrieb zum Beispiel am 22. Januar 07 in der WELT, dass Stoibers »allmähliches Verdunkeln der Gedanken beim Reden« zwar zu »köstlicher Verwirrung« führe, allerdings zugleich »Kleists Sprachtheorie [...] erfolgreich widerlegt« habe, denn sein verbgeblicher Kampf mit der Syntax erwachse nicht daraus, dass die Gedanken zu langsam kämen, sondern umgekehrt daraus, dass er ein »Schnelldenker« sei.¹²

Ich glaube allerdings nicht, dass man Kleists Aufsatz so verstehen kann. Zwar hat Kleist mit der Idee von der allmählichen Verfertigung der Gedanken tatsächlich eine Kritik der Sprachauffassung intendiert, die in dem Modell von Levelt dargestellt ist (siehe Abb. 1), es geht ihm jedoch nicht um eine Kritik der Enkodierung eines grammatisch fertigen Satzes durch die Sprechwerkzeuge (Artikulatoren), sondern um die Beziehung zwischen *conceptualiser* und *formulator*.

3. Eine zweite linguistische Lektüre des Texts: Gegen die klassische Rhetorik

Um das zu sehen, ist es sinnvoll, sich dem Text etwas genauer zuzuwenden. Es gibt dort sechs Beispiele, von denen ich bisher nur das erste erwähnt habe:

Beispiel 1: der Autor (Kleist) und seine Schwester

Beispiel 2: Molière und seine Magd

¹² David Deißner: Lob der Stoiber-Sprache: »Und dann steigen Sie in den Hauptbahnhof ein«, in: DIE WELT, 22. Januar 2007 (zitiert nach der Online-Ausgabe).

Beispiel 3: Mirabeau und der Zeremonienmeister

Beispiel 4: der Fuchs und der Löwe in La Fontaines Fabel von der Pest und den Tieren

Beispiel 5: ein Redebeitrag eines schüchternen Teilnehmers in einem Gespräch

Beispiel 6: ein öffentliches Examen

Vier Beispiele sollen die These Kleists von der parallelen Emergenz von Sprache und Denken direkt belegen, die letzten zwei sind Gegenbeispiele, d.h. sie sollen zeigen, was geschieht, wenn das simultane Ineinandergreifen von Sprache und Denken aus verschiedenen Gründen nicht möglich ist. Ich überspringe das wenig ergiebige Beispiel 2 (in dem Kleist darauf anspielt, dass Molière dem Urteil seiner Magd über seine Theaterstücke großes Gewicht beigemessen haben soll; es zeigt ebenso wie das erste Beispiel vor allem, dass der Gesprächspartner kein intellektuell gleichberechtigter Partner sein muss, um die Gedanken im Sprecher anzustoßen) und komme gleich zum berühmten dritten Beispiel, das Kleist so formuliert:

Ich glaube, daß mancher großer Redner, in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen, und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen. Mir fällt jener »Donnerkeil« des Mirabeau ein, mit welchem er den Zeremonienmeister abfertigte, der nach Aufhebung der letzten monarchischen Sitzung des Königs am 23ten Juni, in welcher dieser den Ständen auseinander zu gehen anbefohlen hatte, in den Sitzungssaal, in welchem die Stände noch verweilten, zurückkehrte, und sie befragte, ob sie den Befehl des Königs vernommen hätten? »Ja«, antwortete Mirabeau, »wir haben des Königs Befehl vernommen« – ich bin gewiß, daß er bei diesem humanen Anfang, noch nicht an die Bajonette dachte, mit welchen er schloß: »ja, mein Herr«, wiederholte er, »wir haben ihn vernommen« – man sieht, daß er noch gar nicht recht weiß, was er will. »Doch was berechtigt Sie« – fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf – »uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.« – Das war es was er brauchte! »Die Nation gibt Befehle und empfängt keine.« – um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen. »Und damit ich mich ihnen ganz deutlich erkläre« – und erst jetzo findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt: »so sagen Sie Ihrem Könige, daß wir unsre Plätze anders nicht, als auf die Gewalt der Bajonette verlassen werden.« – Worauf er sich, selbst zufrieden, auf einen Stuhl niedersetzte. (III, 536f.)

Es ist nicht uninteressant, die tatsächlichen Ereignisse am 23. Juni 1789 zu rekonstruieren. Die Stände tagten unter Anwesenheit des Königs, der den

dritten Stand, der sich bereits als Nationalversammlung konstituiert hatte, in den Tagen davor systematisch gedemütigt hatte. In seiner Rede befahl der König, die Sitzung aufzulösen. Er verließ dann die *séance royale* zusammen mit den 600 Vertretern der beiden ersten Stände, also Adel und Klerus. Die Vertreter des dritten Stands blieben verschüchtert zurück und berieten über das weitere Vorgehen. Da kommt der Zeremonienmeister des Königs, der Marquis von Dreux-Brézé, zurück, um mit den Worten »Sie haben den Befehl des Königs gehört« an dessen Anweisungen zu erinnern.¹³ Der Alterspräsident Bailly erwidert »zögernd und unsicher«: »Ich glaube, die versammelte Nationalversammlung hat keine Befehle zu erhalten.«¹⁴ Erst an dieser Stelle ergreift Mirabeau das Wort, um dem »hochmütigen jungen Marquis« die folgenden Worte »entgegenzuschleudern«:

Nous avons entendu les intentions qu'on a suggérées au roi, et vous qui ne sauriez être son organe auprès de l'assemblée nationale, vous qui n'avez ici, ni place, ni voix, ni droit de parler, vous n'êtes pas fait pour nous rappeler son discours: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et, qu'on ne nous en arrachera que par la puissance des bayonnettes.¹⁵

Wenn man Kleists Version und die überlieferte gegenüberstellt, reduziert sich die Ähnlichkeit auf eine inhaltliche Konvergenz und die Übereinstimmung in der berühmten Schlussformulierung über die »Gewalt der Bajonnette«. Die Reformulierungen und Wiederholungen, die Kleist einfügt, sind ausschließlich seiner dichterischen Phantasie entsprungen und historisch (natürlich) nicht belegt, obwohl Kleists Text eine solche historische Authentizität beansprucht – in einer schriftlichen Fassung der Rede wären sie sowieso eliminiert worden. Dafür tilgt Kleist einige der rhetorischen Feinheiten, die Mirabeau laut der nur zwei Jahre nach den Ereignissen erschienenen Gesamtausgabe seiner Reden in seine Replik eingebaut hatte. Stellen wir einige Passagen gegenüber:

Kleist: Ja [...] wir haben des Königs Befehl vernommen.
ja mein Herr [...] wir haben ihn vernommen.

»Original«: Wir haben gehört, was man dem König suggeriert hat;

¹³ So die Formulierung von Schumacher, dessen Darstellung ich hier folge (Karl von Schumacher, *Mirabeau. Aristokrat und Volkstribun*, Stuttgart 1954, S. 208).

¹⁴ Ebd., S. 209.

¹⁵ Nach der *Collection complete des travaux de M. Mirabeau l'aîné, à l'Assemblée nationale. Précédée de tous les discours et ouvrages du même auteur, prononcés ou publiés en Provence, pendant le cours des élections*, hg. von M. Étienne Méjan, Paris 1791.

Kleist tut so, als ob Mirabeau unmittelbar auf Dreux-Brézé antwortet (vgl. das einleitende »ja«), was in Wahrheit zunächst der Präsident der Nationalversammlung tat; er inszeniert damit eine direkte dialogische Konfrontation zwischen Mirabeau und Dreux-Brézé; die »Original«-Rede in der Gesamtausgabe ist hingegen deutlich weniger dialogisch, dafür aber ironischer (»dem König suggeriert« schwächt die Macht der Befehle des Königs).

Kleist: Doch was berechtigt Sie [...] uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation. [...] Die Nation gibt Befehle und empfängt keine.

»Original«: und Sie, mein Herr, der Sie nicht sein Organ bei der Nationalversammlung sein können und in dieser Versammlung weder Sitz noch Stimme noch das Recht zu reden haben, sind nicht der Mann uns seine Worte in Erinnerung zu rufen.

Das »Original« ist syntaktisch komplex und rhetorisch ausgefeilt, Kleists Version besteht aus einfachen Sätzen, die keine Gesamtplanung erfordern, sondern sich gemäß seiner Auffassung von der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden Schritt für Schritt auseinander ergeben können. Inhaltlich ist das »Original« mehr auf die formale Rechtlosigkeit des Zeremonienmeisters ausgerichtet, während Kleist den Status der Nationalversammlung in den Mittelpunkt rückt (der im Original erst im letzten Satz erwähnt wird):

Kleist: Und damit ich mich ihnen ganz deutlich erkläre [...] so sagen Sie Ihrem Könige, daß wir unsre Plätze anders nicht, als auf die Gewalt der Bajonnette verlassen werden.

»Original«: Gehen Sie zu denen, die Sie schicken und sagen Sie ihnen, daß wir durch den Willen des Volkes hier sind und daß uns die Gewalt der Bajonnette nicht vertreiben wird.

Die einleitende metakommunikative Ankündigung fehlt im Text der Gesamtausgabe, und »votre maître« wird in seiner Ironie von Kleist mit »Ihrem König« vielleicht besser wiedergegeben als in der deutschen Übersetzung. Aber hier konvergieren die beiden Texte am meisten.

Kleist ist also mit dem Originaltext recht frei umgegangen. Natürlich blieb ihm im Rahmen seines Arguments auch nicht viel anderes übrig: denn für seine These konnte er in der redigierten und von mündlichen Faktoren bereinigten Druck-Fassung der Werke Mirabeaus ja gar keine Evidenz finden. Das erhebt aber die Frage, warum er gerade dieses Beispiel gibt, warum überhaupt ein Beispiel einer historischen Person und nicht ein

fiktives oder eines aus der eigenen Erfahrung (wie im Fall von seiner Schwester)? Es gibt dafür vielleicht einen Grund, der mit der Person Mirabeaus zu tun hat.¹⁶ Mirabeau galt schon früh, sicherlich schon in seinem Todesjahr (1791), als der größte Redner der Revolution, der mit magischen Kräften auf die Nationalversammlung und das Volk einwirken konnte. Seine gesammelten Werke wurden bereits kurz nach seinem Tod in Buchform herausgegeben, eine Ehre, die keinem anderen Revolutionsredner widerfuhr. Étienne Méjan, der Herausgeber dieser Werksammlung, kommentiert unsere Szene (deren Stilisierung zu einem Wendepunkt in der französischen Revolution allerdings nur langsam von statten ging), übrigens folgendermaßen: »Il est difficile de peindre l'enthousiasme qu'excita la réponse héroïque de M. Mirabeau. Chacun [...] se disoit, Mirabeau vient de parler, et ce qu'il a dit, a consommé la révolution dont la France a besoin.«¹⁷ Mirabeau spricht also nicht nur und beeindruckt die Nationalversammlung, er vollzieht die Revolution.

Die Verehrung für Mirabeau steigerte sich in der Romantik noch, v.a. durch einen Text Victor Hugos von 1834 (*Sur Mirabeau*). In diesem Text werden allerdings Eigenschaften des Redners Mirabeau betont, die ihn vom Ideal des klassischen Redners deutlich abgrenzen und geradezu als Gegenpol aufbauen. Hugo referiert Urteile der Zeitgenossen über Mirabeau und prüft, ob die Merkmale des klassischen Redners auf ihn anwendbar sind; und er kommt zu dem Schluss, dass das ganz und gar nicht der Fall sei:

Probitas, l'orateur doit être sans reproche, M. de Mirabeau est reprochable de toutes parts; *praestantia*, l'orateur doit être beau, M. de Mirabeau est laid: *vox amoena*, l'orateur doit avoir un organe agréable, M. de Mirabeau a la voix dure, sèche, criarde, tonnant [donnernd] toujours et ne parlant jamais; *subrisus audientium*, l'orateur doit être bien venu de son auditoire, M. de Mirabeau est haï de l'assemblée, etc.; et une foule de gens, fort contents d'eux-mêmes, concluaient: *M. de Mirabeau n'est pas orateur*.

Or, loin de prouver cela, tous ces raisonnements ne prouvaient qu'une chose, c'est que les Mirabeaux ne sont pas prévus par les Cicérons.¹⁸

¹⁶ Vgl. dazu Aurelio Principato, Mirabeau orator comme exemple privilégié dans la formation de l'idée romantique d'éloquence, in: *Rhetorik* 12 (1993), S. 40–49.

¹⁷ Mirabeau, *Collection complète*, S. 258.

¹⁸ Victor Hugo, *Oeuvres complètes de Victor Hugo. Prose*, Bd. 2, Bruxelles 1837, S. 665. »*Probitas*: der Redner muss ohne Tadel sein, M. de Mirabeau kann man alles Mögliche vorwerfen; *praestantia*, der Redner muss schön sein, M. de Mirabeau ist hässlich; *vox amoena*, der Redner muss ein angenehmes Stimmorgan haben, M. de Mirabeau hat eine harte, trockene, schreiende Stimme, die immerzu donnert und nie spricht; *subrisus audientium*, der Redner muss seinem Publikum willkommen sein, M. de Mirabeau wird

Die Bedeutung der Rede war schon während der Revolution ein wichtiges Thema für die Revolutionäre. Dabei wurden bereits die Vor- und Nachteile der klassischen Rhetorik diskutiert (die Nachteile insbesondere unter Bezug auf Rousseau, den Mirabeau sehr verehrte).¹⁹ Hugo radikalisiert hier die kritische Position. Natürlich ist dieser Text fast dreißig Jahre nach Kleists Text über die allmähliche Verfertigung der Gedanken erschienen. Aber vielleicht war es doch gerade diese Widerspenstigkeit Mirabeaus gegen das klassische Ideal des Rhetors, die Kleist gereizt hat, und die ihn motiviert hat, ihn als Beispiel in seinem Text zu zitieren, eine Widerspenstigkeit, die ja mit maximalem rhetorischem Effekt gepaart war. Wie auch immer, eines scheint sicher: Auch Kleist baut Mirabeau als Gegenfigur zum klassischen Rhetor auf. Damit werden seine Überlegungen zur allmählichen Verfertigung der Gedanken lesbar als ein *Gegenmodell zur klassischen Rhetorik*. Diese beruht bekanntlich auf der Annahme, dass der *elocutio* die *inventio* bzw. die *dispositio* vorausgehen hat. Der Redner sucht sich zuerst die passenden Stoffe aus, verbindet sie und bringt dies dann zum Vortrag. Die gewählten Worte und Sätze *bezeichnen* oder *repräsentieren* dann lediglich die vorher ausgewählten Inhalte. Und ist das nicht auch genau das, wozu uns unsere Schullehrer und Eltern angehalten haben? Erst denken, dann sprechen, was auch heißt: erst klare Gedanken haben, dann erst die anderen damit belästigen. Dieses Repräsentationsverhältnis bestreitet Kleist, indem er dem Sprechen weit mehr Bedeutung zumisst als in der klassischen Rhetorik: es ist nun nicht nur Ausdrucksmittel, sondern auch Produktionsmittel für die Inhalte. Der zentrale und sehr eindrucksvolle Vergleich, den Kleist dafür verwendet, ist der zweier parallel laufender Räder an einer Achse:

Ein solches Reden ist ein wahrhaftes lautes Denken. Die Reihen der Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen gehen neben einander fort, und die Gemütsakten für eins und das andere, kongruieren. Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rade des Geistes, sondern wie ein zweites, mit ihm parallel fortlaufendes, Rad an seiner Achse. (III, 538)

von der Nationalversammlung gehasst, und so weiter; und eine Menge sehr selbstbewusster Leute schließen daraus: M. de Mirabeau ist kein Redner.

Allerdings sind all diese Überlegungen weit davon entfernt, dies zu beweisen. Sie beweisen nur einen Punkt, nämlich dass die Mirabeaus von den Ciceros nicht vorgesehen sind.« (Übersetzung P.A.)

¹⁹ Vgl. Horst Heintze, *Beredsamkeit und Rhetorik in der französischen Revolution*, in: Horst Heintze/Erwin Silzer (Hg.), *Im Dienste der Sprache. Festschrift für Victor Klemperer zum 75. Geburtstag am 9. Oktober 1956, Halle a.d. Saale 1958*, S. 276–297, hier S. 295.

Man kann dieses Gefährt mit zwei Rädern an einer starren Achse bewegen, indem man an beiden Rädern dreht, oder indem man nur eines bewegt und das andere nicht anders kann, als sich mit zu drehen. Entsprechend können die Gedanken das Reden vorantreiben, aber umgekehrt (und das ist Kleists »dreister« Vorschlag) eben auch das Reden die Gedanken. Zwar essen wir aus Appetit, aber es stimmt ebenfalls, dass das Essen erst Appetit macht: *L'idée vient en mangeant*. Emergent sind also beide, die Syntax der gesprochenen Sprache und die Ideen, die sie ausdrückt. Keine ist vorgängig, keine liegt fest, bevor der Sprecher das Wort ergreift.

Kann man noch weiter gehen? Ingeborg Harms hat den Gedanken von der aufgekündigten Repräsentation der Inhalte durch die Sprache tatsächlich weiter gesponnen und eine Parallele zwischen den Wörtern, die den Gedanken nicht mehr folgen, und den von Mirabeau angeführten Bürgern, die dem König nicht mehr folgen, gezogen. In beiden Fällen breche ein »Repräsentationsverhältnis« zusammen, schreibt sie:

So wie das Volk dem König, folgen im von Kleist zugrundegelegten traditionellen Sprachverständnis die Worte dem Gedanken. Sie sind ins Feld geführte Truppen, lustlos und in steifer Ordnung gehorchen sie seinen Befehlen [...]. Der Zeremonienmeister Ludwigs XVI. repräsentiert das streng reglementierte Regime des Absolutismus, in dem die Emanation eines zentralen Geistes sich in unendlicher Vermittlung in den ihn umkreisenden Partikeln bricht. Mirabeau hingegen – und das ist das Ungeheuerliche – denkt, indem er spricht. Wie der dritte Stand gegen seinen König, begehren Mirabeaus Worte gegen ihren vorgefaßten Sinn auf. Sie organisieren sich in der aufs geradewohl [sic] begonnenen Periode und verraten den regierenden Gedanken; so erlangen sie ihre Freiheit.

Kleist's Text thematisiert die Französische Revolution als linguistisches Ereignis. In Mirabeaus angebrochener Periode, die ihres Abschlusses nicht sicher ist, bricht ein politischer Abgrund auf. [...] die Wörter selbst emanzipieren sich vom vorgeschriebenen Sinn.²⁰

Ich glaube allerdings nicht, dass diese Interpretation gerechtfertigt ist. In Harms Version ist von der Sprache die Rede, von den Wörtern, die ihre Bedeutung verlieren wie die absolutistischen Regenten ihre Untertanen. Kleist geht es aber in seinem Text ausschließlich um die Rede, das Sprechen, den Dialog, an keiner Stelle um die sprachlichen Mittel. Er bezweifelt nirgends, dass die Wörter oder Sätze als Elemente der Sprache (des sprachlichen Wissens, des Sprachsystems,...) das meinen, was sie bedeuten. Man

²⁰ Ingeborg Harms, Wortbruch. Niedergeträumt. Kleists Anagramme, in: MLN 110 (1995), S. 518–539, hier S. 519f.

kann vielleicht Kleist noch mit Herder und seiner Auffassung von Sprache als lautem Denken oder – diesen antizipierend – auf Humboldt und die Sprache im Sinne von *Energeia* als »bildendem Organ« des Gedankens in Verbindung bringen.²¹ Der entscheidende Unterschied ist aber, dass sowohl Herder als auch Humboldt nicht dialogisch argumentieren und vor allem Humboldt nicht nur die Rede, sondern auch das Sprachsystem im Auge hat. Das Verhältnis von Denken und Sprache ist ja in der Linguistik unter dem Stichwort Sapir-Whorf-Hypothese lange Zeit ausschließlich unter grammatischen Vorzeichen debattiert worden: wie prägen die struktursystematischen Eigenschaften einer Sprache das Denken ihrer Sprecher? Können Türken und Türkinnen durch Sprache Frauen diskriminieren, wenn es in der Sprache kein Genus-System gibt? Können Deutsche die Zeitauffassung der Russen verstehen, wenn sie kein Aspektsystem haben? Solche Fragen sind aber außerhalb von Kleists Interesse. Die Repräsentationsverhältnisse, die er meint, entstehen im Diskurs, nicht im Sprachsystem. Sie sind dafür aber auch von viel grundlegender Bedeutung.

Dass Harms mit ihrer emphatischen Überhöhung der befreienden Kraft der losgelösten Sprache im Kontext des durch die Revolution befreiten Bürgertums Kleist nicht gerecht wird, zeigt auch dessen letztes Belegbeispiel für die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In diesem Fall geht es zwar ebenfalls um eine hierarchische Kommunikationssituation und außerdem um Leben und Tod, von einem befreienden oder gar revolutionären Ausgang kann jedoch überhaupt nicht die Rede sein. Gemeint ist die La Fontaine'sche Fabel *Les animaux malades de la peste*, die Kleist im Interesse seines Arguments so präsentiert:

Die Pest herrscht im Tierreich, der Löwe versammelt die Großen desselben, und eröffnet ihnen, daß dem Himmel, wenn er besänftigt werden solle, ein Opfer fallen müsse. Viele Sünder seien im Volke, der Tod des größten müsse die übrigen vom Untergang retten. Sie möchten ihm daher ihre Vergehungen aufrichtig bekennen. Er, für sein Teil gestehe, daß er, im Drange des Hungers, manchem Schafe den Garaus gemacht; auch dem Hunde, wenn er ihm zu nahe gekommen; ja, es sei ihm in leckerhaften Augenblicken zugestoßen, daß er den Schäfer gefressen. Wenn niemand sich größerer Schwachheiten schuldig gemacht habe, so sei er bereit zu sterben. (III, 538)

²¹ So z.B. Dieter Heimböckel, *Emphatische Unaussprechlichkeit – Sprachkritik im Werk Heinrich von Kleists*. Ein Beitrag zur literarischen Sprachkepsstradition der Moderne, Göttingen 2003, S. 79.

Der Fuchs ist nun der naheliegende nächste Kandidat, wenn es darum geht, Sünden zu gestehen. Er muss befürchten, dass er geopfert wird. Seine einzige Chance ist, ein Gespräch zu beginnen, das diese Konsequenz erst einmal zeitlich verschiebt. Bei La Fontaine tut er das folgendermaßen:

Sire, dit le renard, vous êtes trop bon roi.
 Vos scrupules font voir trop des délicatesse.
 Eh bien! manger moutons, canaille, sottise espèce,
 Est-ce un péché? Non, non. Vous leur fites,
 seigneur,
 En les croquant, beaucoup d'honneur;
 Et quant au berger, lon peut dire
 Qu'il était digne de tous maux,
 Etant de ces gens-là qui sur les animaux
 Se font un chimérique empire.
 Ainsi dit le renard; flatteurs d'applaudir.
 On n'osa trop approfondir²²

Kleist formuliert hingegen wie folgt, und bleibt für den Höhepunkt der Geschichte in der Originalsprache, allerdings mit kleinen Abweichungen:

»Sire«, sagt der Fuchs, der das Ungewitter von sich ableiten will, »Sie sind zu großmütig. Ihr edler Eifer führt Sie zu weit. Was ist es, ein Schaf erwürgen? Oder einen Hund,²³ diese nichtswürdige Bestie? Und: »quant au berger«, fährt er fort, denn dies ist der Hauptpunkt: »on peut dire«; obschon er noch nicht weiß was? »qu'il méritoit tout mal«; auf gut Glück; und somit ist er verwickelt; »étant«; eine schlechte Phrase, die ihm aber Zeit verschafft: »de ces gens là«, und nun erst findet er den Gedanken, der ihn aus der Not reißt: »qui sur les animaux se font un chimérique empire.« – Und jetzt beweist er, daß der Esel, der blutdürstige! (der alle Kräuter auffrißt) das zweckmäßigste Opfer sei, worauf alle über ihn herfallen, und ihn zerreißen. (III, 539)

²² Jean de La Fontaine, Fables, Limoges 1836, S. 172.

»Oh, unser guter König,« rief der Fuchs darauf,
 »Der hier wie immer unser aller Lob erwirbt!
 Doch, Herr, Ihr fraßt nur Schafe, dummen Pöbel auf –
 Wie könnt Ihr denken, daß dies eine Sünde wäre?
 Nein, nein! Indem Ihr sie zu Eurem Mahl ergriff,
 Erweist Ihr ihnen hohe Ehre.
 Und was den Hirten anbetrifft,
 Der war gewiß des Todes wert,
 Da er zu jenen Leuten ja gehört,
 Die sich in ihrem Hochmut oft so weit vergaßen,
 Sich über uns, die Tiere, Rechte anzumaßen.«
 So sprach der Fuchs. Die Schmeichler pflichteten ihm bei.
 (Ders., Fabeln, übers. von Theodor Etzel, Berlin 1923, S. 126)

²³ Der Hund fehlt im Original.

Das Beispiel belegt, wie übrigens auch das Mirabeau'sche, wie stark mündliche Sprache unter Zeitdruck formuliert wird. Es kommt auf den richtigen Zeitpunkt an: Der Fuchs kann nicht warten, bis ihm eine gute Begründung dafür einfällt, dass seine eigenen Missetaten nicht relevant sind. Er muss sich sofort verteidigen, sonst wird er aufgefressen. Er beginnt also mit einer schmeichelnden Rede auf den Löwen, die dessen Missetaten entschuldigt. Auf diese Weise wird eine Serie von Schuldgeständnissen der Tiere in Gang gesetzt, bei der jeder den vorherigen Selbstbezüchtiger exkulpiert, um sich selbst zu beschuldigen. Der letzte in der Reihe ist der Esel, der wegen einer trivialen Kleinigkeit letztendlich als Opfer umgebracht wird.

4. Kleists physikalistische Auffassung des Dialogs

Nachdem ich nun gezeigt habe, dass Kleist eine Demontage des klassischen rhetorischen Modells intendiert, muss als nächstes die für den Text eigentlich zentrale Frage beantwortet werden, woher denn die Rede die Kraft nimmt, um die unklaren Gedanken zu formen. Diese Kraft kommt aus dem Dialog, aber nicht im Sinne einer kooperativen sprachlichen Verständigung, sondern in einem viel direkteren, körperlichen und zugleich, laut Kleist, physikalischen Sinn.

Der erste Schritt in Richtung auf eine Antwort ist dieser: Der Sprecher muss unter möglichst großer Anspannung stehen. So heißt es im Beispiel der Schwester:

Dabei ist mir nichts heilsamer, als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestregtes Gemüt wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt, und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt. [...]

Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns einen halbausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganz andere Hälfte desselben. (III, 535f.)

Die zentralen Begriffe sind hier »erregt«, »angestregnt« und »gespannt«. Der zweite Schritt zur Antwort geht von der Doppeldeutigkeit des Wortes »Spannung« aus, denn Kleist vergleicht die Erregung des denkenden Redners im Augenblick der dialogischen Herausforderung mit *elektrischer* Spannung. Im Beispiel von Mirabeau und dem Zeremonienmeister wird dies besonders deutlich. Mirabeaus Intervention wird als »Donnerkeil« bezeich-

net und schon daher in einen physikalischen Zusammenhang gestellt. Aber noch expliziter wird Kleist, wenn er den Zustand des Zeremonienmeisters während der verbalen Attacke Mirabeaus beschreibt (auch diese Beschreibung ist natürlich rein erfunden):

Wenn man an den Zeremonienmeister denkt, so kann man sich ihn bei diesem Auftritt nicht anders, als in einem völligen Geistesbankrott vorstellen; nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der von dem *elektrischen Zustand Null* ist, wenn er in eines *elektrisierten Körpers* Atmosphäre kommt, plötzlich die *entgegengesetzte Elektrizität* erweckt wird. Und wie in dem elektrisierten dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm inwohnende *Elektrizitäts-Grad* wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Mut, bei der Vernichtung seines Gegners zur verwegensten Begeisterung über. [...] Man liest, daß Mirabeau, sobald der Zeremonienmeister sich entfernt hatte, aufstand, und vorschlug: 1) sich sogleich als Nationalversammlung, und 2) als unverletzlich, zu konstituieren. Denn dadurch, daß er sich, einer *Kleistischen Flasche* gleich, entladen hatte, war er nun wieder *neutral* geworden, und gab, von der Verwegenheit zurückgekehrt, plötzlich der Furcht vor dem Chatelet, und der Vorsicht, Raum. – Dies ist eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt, welche sich, wenn man sie verfolgen wollte, auch noch in den Nebenumständen bewähren würde. (III, 537, Hervorhebung P.A.)

Der Hinweis auf die Kleist'sche Flasche ist aufschlussreich. Die Namensgleichheit ist zufällig: die Kleist'sche (oder, wie sie meist genannt wurde, Leidener) Flasche wurde Mitte des 18. Jahrhunderts von einem gewissen Ewald Georg von Kleist erfunden, der mit dem Dichter nicht verwandt war. Es handelte sich dabei um eine einfache Form des Kondensators, den man mittels einer Elektrisiermaschine (z.B. durch Reibungsenergie) aufladen konnte. Bei Ableitung durch die mit der Erde verbundene Hand, die die Flasche umfasste, entstand dann ein Stromstoß. Experimente mit der Leidener Flasche waren im 18. Jahrhundert beliebt und Teil öffentlicher Belustigungen. Dabei wurde der Stromstoß der Entladung an den beteiligten Personen vorgeführt, d.h. es konnten direkte Erfahrungen mit der zu diesem Zeitpunkt wissenschaftlich noch kaum durchschauten Elektrizität gemacht werden.

Kleist bezieht sich wohl auf solche Experimente. Dabei ist nicht so sehr die elektrische Metapher an sich überraschend – sie war zu seiner Zeit verbreitet.²⁴ Bemerkenswert ist vielmehr, wie Kleist die Emergenz des Spre-

²⁴ So monierte die von Bruno-Racine herausgegebene Zeitschrift *L'Abréviateur universel* am 27. September 1794 den »Missbrauch der Wörter *électriser, électrique, électricité* in der Literatur, Moral und Politik« (zit. nach: Aurelio Principato, *Mirabeau orator*, S. 43, Anm. 3).

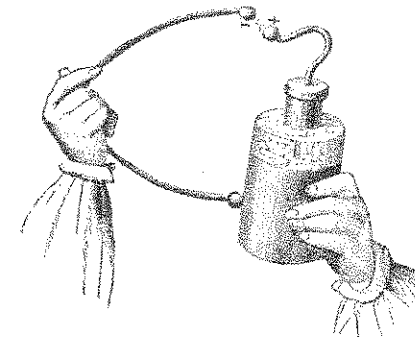


Abb. 2: Leidener Flasche, die entladen wird. Abgedruckt in: George Miller Beard, Alphonso David Rockwell, *A Practical Treatise on the Medical & Surgical Uses of Electricity: Including Localized and General Faradization; Localized and Central Galvanization; Electrolysis and Galvano-cautery*, New York 1875

chens und gleichlaufenden Denkens Schritt für Schritt mit der physikalischen Struktur der Aufladung, Polarität und Entladung elektrischer Kondensatoren vergleicht. Die positive Aufladung Mirabeaus – seine emotionale Erregtheit – bedingt quasi gesetzmäßig die konträre negative Aufladung seines Opponenten und umgekehrt. Sobald die vollkommene Zerstörung des Gegners erreicht ist, ist der Sprecher wieder im »unaufgeladenen«, elektrisch neutralen Zustand des vernünftigen Handelns, wie der Experimentator mit der Leidener Flasche, der nach dem elektrischen Schock, der seine Hand durchzieht, wieder in den Normalzustand zurückkehrt.

Kleists Bild von der Leidener Flasche verrät uns etwas über seiner Vorstellung vom Dialog: Es handelt sich um eine naturwissenschaftlich-physikalische Vorstellung. Die Energie, die die Achse mit den zwei Rädern »Denken« und »Reden« in Bewegung setzt, ist dabei der Elektrizität zu vergleichen. Es geht um Aufladung und Spannung. Diese werden im Dialog generiert, aber nicht durch die Beiträge des Gesprächspartners, sondern durch die Erregung, die der Dialog *als solcher* hervorbringt.

Auf diesem Hintergrund lassen sich nun auch die beiden verbleibenden Beispiele aus dem Essay, die den Interpreten oft nur schwer mit den ersten vier zu vereinen schienen, leicht verstehen. Beide befassen sich mit dem nach Kleist zu vermeidenden Fall, dass der Dialog nicht imstande ist, die notwendige Spannung zu erzeugen. In beiden Fällen ist dafür die Zeit verantwortlich: die Struktur des Gesprächs gibt den Sprechern nicht genug

Zeit, um die notwendige Spannung aufzubauen, die notwendig wäre, um Sprache und Denken in Parallelität voranzutreiben.

Im ersten Beispiel ist das so, weil der Sprecher keine Gelegenheit oder keinen Mut hatte, sich am Gespräch zu beteiligen; während sich die Gemüter der anderen mit Ideen befruchten (vgl. III, 538), muss der so Marginalisierte seine Gedanken allein in seinem Kopf entwickeln, statt sie in Parallelität mit der Sprache zu formen. Wenn diese Person dann endlich zu Wort kommt, hat das Denken *vor* dem Sprechen stattgefunden. Der »Geist« ist dann »von seiner Erregung« abgespannt (III, 538). Die Folge ist, dass die Sprache nur noch dazu da ist, das vorgängig durch Denken Gefundene möglichst schnell in die äußere Form zu überführen, die es dem Gesprächspartner zugänglich macht. Das kann schief gehen, wenn einem die Sprache nicht »mit Leichtigkeit zur Hand« ist:

Man sieht oft in einer Gesellschaft, wo, durch ein lebhaftes Gespräch, eine kontinuierliche Befruchtung der Gemüter mit Ideen im Werk ist, Leute, die sich, weil sie sich der Sprache nicht mächtig fühlen, sonst in der Regel zurückgezogen halten, plötzlich mit einer zuckenden Bewegung, aufflammen, die Sprache an sich reißen und etwas Unverständliches zur Welt bringen. Ja, sie scheinen, wenn sie nun die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen haben, durch ein verlegnes Gebärdenspiel anzudeuten, daß sie selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Leute etwas recht Treffendes, und sehr deutlich, gedacht haben. Aber der plötzliche Geschäftswechsel, der Übergang ihres Geistes vom Denken zum Ausdrücken, schlug die ganze Erregung desselben, die zur Festhaltung des Gedankens notwendig, wie zum Hervorbringen erforderlich war, wieder nieder. In solchen Fällen ist es um so unerlässlicher, daß uns die Sprache mit Leichtigkeit zur Hand sei, um dasjenige, was wir gleichzeitig gedacht haben, und doch nicht gleichzeitig von uns geben können, wenigstens so schnell, als möglich, auf einander folgen zu lassen. Und überhaupt wird jeder, der, bei gleicher Deutlichkeit, geschwinder als sein Gegner spricht, einen Vorteil über ihn haben, weil er gleichsam mehr Truppen als er ins Feld führt. (III, 539)

Man hat manchmal vermutet, dass Kleist hier von sich selbst spricht, als Beispiel für jemand, dem die mündliche Sprache gerade nicht »leicht zur Hand« ist und der deshalb »weniger Truppen« in die Schlacht des Dialogs führen kann.

Im zweiten Gegenbeispiel gegen die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, und dem letzten Beispiel des Texts, muss der Sprecher ebenfalls an einem Zeitpunkt zu sprechen beginnen, der es ihm nicht erlaubt, die zur Verfestigung der Gedanken notwendige Spannung aufzubauen. Dieser Sprecher wird durch den *anderen* gezwungen, sich zu äußern, denn es geht um das mündliche Examen:

Wie notwendig eine gewisse Erregung des Gemüts ist, auch selbst nur, um Vorstellungen, die wir schon gehabt haben, wieder zu erzeugen, sieht man oft, wenn offene, und unterrichtete Köpfe examiniert werden, und man ihnen *ohne vorhergegangene Einleitung*, Fragen vorlegt, wie diese: was ist der Staat? Oder: was ist das Eigentum?; Oder dergleichen. Wenn diese jungen Leute sich in einer Gesellschaft befunden hätten, wo man sich vom Staat, oder vom Eigentum, schon eine Zeitlang unterhalten hätte, so würden sie vielleicht mit Leichtigkeit, durch Vergleichung, Absonderung, und Zusammenfassung der Begriffe, die Definition gefunden haben. Hier aber, *wo die Vorbereitung des Gemüts gänzlich fehlt*, sieht man sie stocken, und nur ein unverständiger Examinator wird daraus schließen, daß sie nicht wissen. Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein gewisser Zustand unsrer, welcher weiß. Nur ganz gemeine Geister, Leute, die, was der Staat sei, gestern auswendig gelernt, und morgen schon wieder vergessen haben, werden hier mit der Antwort bei der Hand sein. (III, 539, Hervorhebung P.A.)

Die Prüflinge versagen, weil sie unvermittelt (»ohne vorhergegangene Einleitung«) mit einer Frage konfrontiert sind. Obwohl sie über das Prüfungswissen verfügen, sind sie nicht in der Lage, es zu äußern, weil die Fragen nicht in einen Dialog eingebettet sind, der die dazu notwendige Spannung aufbauen würde: eine einfache, unvorbereitete Wissensfrage ist für Kleist also kein Gedanken generierender Dialog.

5. Zum Schluss: Versuch einer Anwendung

Wir haben nun Kleists Theorie von der Beziehung zwischen Sprechen und Denken im Wesentlichen rekonstruiert. Man kann abschließend fragen: ist diese Theorie ein (weiterer) Beleg für Kleists »Sprachskepsis«, die ihm ja immer wieder unterstellt wurde?²⁵ Ich denke nicht. Die Sprache ist für Kleist – zumindest in diesem Text – kein Hindernis bei der Darstellung der Gedanken oder Gefühle, vielmehr ist sie ein Instrument, das die ungeformten Gedanken erst bewusst werden lässt.²⁶ Dazu ein letztes Beispiel, diesmal aus der Gegenwart.

²⁵ So z.B. bei Max Kommerell, Die Sprache und das Unausprechliche, in: Ders., Geist und Buchstabe der Dichtung: Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin, Frankfurt 1956, S. 243–318; in Bezug auf den vorliegenden Text etwa bei: Dirk Oschmann, How to Do Words with Things: Heinrich von Kleists Sprachkonzept, in: Colloquia Germania 36 (2003), S. 3–26.

²⁶ So auch Susan E. Gustafson, »Die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden«: The Linguistic Question in Kleist's *Amphitryon*, in: Seminar 25.2 (1989), S. 104–26, die gerade umgekehrt von Kleists Glauben an die potentiell epiphanische Funktion der Sprache spricht (»a strong belief in the potentially epiphanic function of language, S. 111).

Es handelt sich um einen Ausschnitt aus der berühmten Life-Übertragung des DDR-Fernsehens von der Pressekonferenz Günter Schabowskis (GS) und einiger anderer führender Mitglieder der Partei und Regierung, u.a. Minister Beil, vom 9. November 1989, die bei der Öffnung der Berliner Mauer eine wichtige Rolle spielte. Auf die Frage des Journalisten Riccardo Ehrman hatte Schabowski nach einigem Herumlavieren schließlich die Aufsehen erregende Mitteilung gemacht: »Deshalb haben wir uns dazu entschlossen, heute eine Regelung zu treffen, die es jedem Bürger der DDR möglich macht, über Grenzübergangspunkte der DDR auszureisen.« Dann fragen Journalisten (zuerst Krzysztof Janowski [KJ] von der *Voice of America*, dann Peter Brinkmann [PB] von der BILD) nach:

- KJ: [wAnn (wird/tritt) das (.) in KRAFT.
 GS: [((Blick in Richtung auf KJ.))
 [bitte?
 [((senkt Blick))
 PB: ab soFORT?
 GS: [((senkt Blick, kratzt sich an der Schläfe))
 KJ: [wamm das gilt. (0.5)
 PB: ab
 GS: also geNOSse==(i) mir IS det hier also MITgeteilt worden?=
 ==[dass eine solche (0.9) MITteilung: [hEUte schon (0.5)
 [((Blick auf Tisch zu Unterlagen [((setzt Lesebrille auf))
 Beil: [((beugt sich zu ihm und sagt leise etwas zu ihm))
 GS: äh={verBREitet worden is,=
 [((schaut im Saal umher))
 =sie MÜSSte eijentlich in ihrem beSITZ sein?
 (0.5)

Die Antwort auf die Frage der Journalisten, ob die neue Regelung sofort in Kraft trete, hätte ein einfaches »Ja« sein können. Tatsächlich aber fällt es dem Sprecher viel schwerer, diese Antwort zu geben. Er muss sie sich sozusagen erst selbst entreißen. Und wie das passiert, zeigt alle Merkmale der Kleist'schen Theorie. Schabowski beginnt mit einer ausweichenden Reparaturinitiierung (*bitte?*) – er weiß noch nicht, was er antworten soll, wie sein Kratzen an der Schläfe anzeigt, eine typische Self-Adaptor-Geste nach Ekman und Friesens Klassifizierung der Gesten, die Verlegenheit ausdrückt.²⁷ Er weicht weiter aus, indem er seine Antwort mit einem Diskursmarker (>also<) und einer direkten Anrede (>Genosse<) einleitet und dann in

²⁷ Vgl. Paul Ekman/Wallace V.Friesen, *The Repertoire of Nonverbal Behavior: Categories, Origins, Usage, and Coding*, in: *Semiotica* 1 (1969), S. 49–98.

einem Passivsatz auf eine »Mitteilung« verweist, von der ihm »mitgeteilt« worden sei, dass sie bereits an die Journalisten verteilt worden sei. Das ist offenbar falsch, denn keiner der Journalisten hatte eine solche Mitteilung erhalten, und ganz offensichtlich nur eine weitere Ausflucht, um Zeit zu gewinnen. Die gesamte bisherige Äußerung ist von langen Pausen und funktionslosen Füllwörtern (>also<, >hier<, >eigentlich<) durchsetzt. Schabowski nutzt alle verfügbaren Ressourcen, um seine Antwort zu zerdehnen und ihr entscheidendes Element zu verzögern. Die (An-)Spannung steigt. Schabowski weiß immer noch nicht, wie er antworten soll (oder gibt das vor). Er sucht in seinen Unterlagen nach dem Zettel mit der Pressemitteilung vom Beschluss des ZK vom Nachmittag, den Krenz ihm zugesteckt hatte. Darauf steht, dass die neue Reiseregulation sofort in Kraft trete (den Sperrvermerk bis zum nächsten Tag kannte Schabowski bekanntlich nicht). Er verliert nun den Text der Presseerklärung. Es folgt eine Nachfrage Ehrmans, ob die Ausreise ohne Pass möglich sei, die Schabowski ausweichend beantwortet. Schließlich stellt ein anderer Journalist erneut die entscheidende, immer noch unbeantwortet gebliebene Frage nach dem Zeitpunkt der Gültigkeit der neuen Reiseregulation:

- NN1: WANN tritt das in kRafT. (0.2)
 BS: [das trIt nach MEIner, (.) KENNTnis,
 [((liest in Unterlagen))
 is das soFORT;=
 NN2: =UN{verzÜglich;=
 [((blättert in Unterlagen, leichtes zustimmendes Nicken))
 BS: =UnverZÜglich.

Noch immer zögert Schabowski; seine Syntax in »das tritt nach meiner Meinung« projiziert das historisch entscheidende Temporaladverb, das aber nicht geliefert wird. Vielmehr dreht Schabowski in einer letzten Verzögerung die syntaktische Struktur noch einmal um, indem er in einer Apokoinu-Konstruktion die Adverbialphrase »nach meiner Kenntnis« zum Beginn eines neuen Satzes macht: »nach meiner Kenntnis ist das ...«. Das endlich produzierte Wort »sofort« löst die syntaktische Projektion ein und vervollständigt den Gedanken (= die Proposition), und wird nach dem gleichlautenden Einwurf vermutlich eines Journalisten aus dem Saal noch durch eine synonyme Alternative, »unverzüglich«, versträrkt. Unter dem Druck und unter der Spannung der dialogischen Situation und getrieben vom Schwungrad seiner eigenen Syntax hat Schabowski einer Mitteilung erlaubt, sich beim Reden zu entwickeln, die weitgehende Folgen haben sollte. Man muss nicht Mirabeau sein, um die Welt durch Sprache zu verändern.